



S 16876

Die

Demokratie.

Von

J. Guizot.

Für das deutsche Volk im Auszuge bearbeitet

von

Ludwig Hahn.

Breslau 1849.

Verlag von A. Goschorsky's Buchhandlung.

(L. F. Maske.)

Bz 26599
276633 II

516816



2002-08-09



Vorrede des Uebersetzers.

Guizot's Schrift über die Demokratie in Frankreich ist trotz ihres geringen Umfangs wohl das Bedeutendste, was seit langer Zeit auf dem politischen Gebiete erschienen ist. Die Ueberzeugungen und Gefühle über die Uebel unserer Zeit, welche bewußt oder unbewußt in den Herzen aller denkenden Freunde der Menschheit mehr und mehr Raum gewinnen, hat der berühmte Geschichtsforscher und Staatsmann in seiner klaren, erhabenen Weise dargelegt und nach ihrem innern Zusammenhange entwickelt. Er hatte dabei zunächst nur sein Vaterland im Auge, aber wie der philosophische Historiker das Besondere überhaupt immer vom Standpunkte der allgemeinen Entwicklung der Menschheit auffaßt und beleuchtet, so finden alle Theile von Guizot's glänzender Darlegung auch die unmittelbarste, schlagendste Anwendung auf unsere eignen Verhältnisse, welche von demselben Uebel, von dem „**demokratischen Götzendienste**“ theils zerrüttet, theils noch bedroht sind. Alle tiefen Gebrechen, alle Blößen der neuen socialen Ordnung, welche man uns aufdringen möchte, sind mit unumwundener Wahrheit aufgedeckt, und zugleich die Wege angedeutet, auf denen die Gesellschaft dem drohenden Verderben noch entgehen kann.

So schien es denn im allgemeinen Interesse zu liegen, dem trefflichen Werkchen eine so weite Verbreitung als irgend möglich zu geben, auch unter den Classen, welche sonst dergleichen Schriften nicht lesen. Es schien mir dies erreichbar durch Herstellung einer ganz kurzen Ausgabe, mit Beiseitlassung alles dessen, was nur auf Frankreich Bezug hat, oder was der weitern politischen Deduction angehört, — **einer Ausgabe, welche „von der Demokratie“ überhaupt, nicht von der Demokratie in Frankreich handelte.** Durch solche Abkürzung allein habe ich das Schriftchen „populär“ zu machen versucht, nicht etwa durch Aenderung des Ton's und Styl's: diese hielt ich weder für erlaubt, noch für nothwendig, da es das Eigenthümliche und Große des Guizot'schen Styls ist, daß er bei aller Tiefe und bei allem Glanz doch immer klar und allgemein verständlich bleibt. Die vorliegende Ausgabe will also nicht in dem Sinne populär sein, daß man sie etwa auch dem Landmann

in die Hände geben könnte, sondern nur dem Interesse und der Muße des Bürgerstandes sollte die treffliche Auseinandersetzung zugänglich gemacht werden. Möchte damit Vielen ein Dienst geleistet sein, möchten besonders **politische Vereine** durch zahlreiche Verbreitung der Schrift der darin so kräftig auseinandergesetzten Wahrheit in weiten Kreisen Eingang verschaffen. **Es dürfte wenig so scharfe Waffen gegen die Demokratie geben.**

Breslau, den 10. Februar 1849.

Ludwig Hahn.

Erstes Capitel.

Woher kommt das Uebel?

Ein Volk, welches eine Revolution gemacht hat, kann die Gefahren, welche in deren Gefolge sind, nur dann überwinden, die Früchte derselben nur dann genießen, wenn es in Bezug auf die Grundsätze, Interessen, Leidenschaften und selbst die Worte, welchen die Gemüther bei jener Revolution folgten, das Urtheil des jüngsten Gerichts fällt, d. h. „wenn es den guten Weizen von der Spreu scheidet.“ So lange dieses Urtheil nicht gefällt ist, herrscht das Chaos, und wenn das Chaos in einem Volke lange währt, so ist es dessen Tod.

Das Chaos verbirgt sich heute hinter dem Worte: Demokratie. Das ist das alleinherrschende, allgemeine Wort. Alle Parteien stützen sich darauf und suchen sich dasselbe wie einen Talisman zu zueignen. So groß ist die Herrschaft des Wortes „Demokratie“, daß fast keine Regierung, fast keine Partei vermeint bestehen zu können, wenn sie dies Wort nicht auf ihr Banner schreibt, und daß diejenigen sich am stärksten wähnen, welche dieses Banner am höchsten halten.

Aber es ist ein verhängnißvolles Wort; denn unablässig nährt es unter uns den Krieg, den socialen Krieg. Es gilt, diese Idee auszurotten: der Friede der Gesellschaft hängt davon ab, und mit dem Frieden die Freiheit, das Glück, der Wohlstand, die Würde, kurz alle sittlichen und äußern Güter, welche der Friede allein gewährleisten kann.

Woher aber schöpft das Wort „Demokratie“ seine Macht? Daher, daß es das Banner aller Hoffnungen, alles socialen Ehrgeizes der Menschen ist, des reinen, wie des unreinen, des edlen, wie des gemeinen, des besonnenen, wie des wahnsinnigen.

Der Ehrgeiz an sich ist des Menschen Ruhm. Der Mensch allein unter allen irdischen Wesen, unterwirft sich nicht willig dem Uebel, strebt unablässig nach dem Guten, für seines Gleichen wie für sich selbst. Er achtet, er liebt die Menschheit, er will ihr Elend lindern, das Unrecht, welches man ihr anthut, gut machen. Aber der Mensch ist unvollkommen. Bei allem feurigen Streben, das Böse zu vernichten und das Gute zu erreichen, geht neben jedem guten Triebe ein schlechter einher, der jenen beeinträchtigt und bekämpft. Neben einander steht das Bedürfnis nach Gerechtigkeit und der Durst nach Rache, — der Geist der Freiheit und der Geist der Willkür und Tyrannei; der Wunsch sich zu erheben und der Wunsch, das Erhabene in den Staub zu ziehen; die glühende Liebe der Wahrheit und die übermüthige Verwegenheit des Verstandes. Man untersuche die ganze menschliche Seele: überall dieselbe Mischung, dieselbe Gefahr.

Allen diesen nebeneinanderlaufenden und sich widersprechenden Gefühlen, allen ohne Unterschied, den guten und den schlechten, weiß das Wort „Demokratie“ Hoffnungen und Versprechen ohne Ende zu eröffnen. Es wendet sich an alle Leidenschaften, an alle Regungen des menschlichen Herzens, an die sittlichen und unsittlichen, an die großmüthigen und an die schimpflichen, an die zartesten wie an die rohsten, an die wohlthätigsten wie an die verderblichsten. Den einen verheißt es offen und laut Befriedigung, den andern leise und im Geheimen. So ist denn die Herrschaft des Wortes „Demokratie“ nichts Anderes, als die Entwickelung oder, wenn man will, die Entfesselung der menschlichen Natur in

allen Schichten und Tiefen der Gesellschaft, — folglich der glühende, allgemeine und dauernde Kampf aller guten und schlechten Neigungen, aller Tugenden und Laster, aller Leidenschaften und Kräfte, ein Kampf um zu erheben und zu erniedrigen, um zu schaffen und zu vernichten. Das ist jetzt unser socialer Zustand.

Zweites Capitel.

Ueber die Regierung in der Demokratie.

Es giebt Leute, welche ein solcher Zustand nicht beunruhigt. Sie haben volles Vertrauen zu der menschlichen Natur, und meinen, daß man sie nur sich selbst überlassen möge: sie werde schon den Weg zum Guten finden. Sie verlangen Freiheit, nur Freiheit, daneben ein wenig Regierung, aber so wenig als möglich, um nur in den äußersten Fällen die materielle Unordnung zu unterdrücken.

Wer aber einen Blick in sein eigenes Innere thut und sich aufmerksam beobachtet, wird über den unaufhörlichen Kampf erschrecken, welcher zwischen den guten und schlechten Neigungen, zwischen Vernunft und Eigensinn, zwischen Pflicht und Leidenschaft besteht. Der Mensch ist berufen, in diesem Kampfe zu siegen, durch seine Freiheit zu siegen; aber der Sieg ist unmöglich, die Niederlage gewiß, wenn er nicht vor Allem eine klare Anschauung und ein tiefes Bewußtsein über seine Gefahren und seine Schwächen, sowie über die ihm nöthige Hülfe hat. Es ist ein tiefes Verkennen der menschlichen Natur, wenn man glaubt, daß sie, sich selbst überlassen, den Weg zum Guten gehe und es erreichen könne. Es ist dieß ein Irrthum des Uebermuthes, welcher die sittliche wie die politische Ordnung stört, ein Irrthum, welcher die Selbstbeherrschung des Einzelnen und die Regierung der Staaten unmöglich macht.

Denn der Kampf und die Gefahr sind in der Gesellschaft wie im einzelnen Menschen gleich groß, die Hülfe gleich nothwendig, damit die Gesellschaft den Weg zum Guten gehe.

Viele von unsern Zeitgenossen haben zu verschiedenen Malen das sociale Gebäude nahe daran gesehen, einzustürzen, da seine Stützen und Fugen auf allen Seiten wankten. Sie können sich erinnern, mit welcher erschreckenden Schnelligkeit und in welcher Ausdehnung in jedem jener Augenblicke alle Keime socialen Kriegs und socialen Verderbens ausbrachen! Wer hat nicht gezittert bei einer so plötzlichen Enthüllung des Abgrunds, über welchem die Gesellschaft schwebt, der zerstörungsfüchtigen Regionen, welche aus diesem Abgrunde hervorbrechen, so wie er sich öffnet! Ich für meinen Theil habe Tag für Tag, Stunde für Stunde an der reinsten und besonnensten, an der sanftesten und kürzesten jener verhängnißvollen Erschütterungen Theil genommen; ich habe in den Julitagen des Jahres 1830 auf der Straßen und in den Palästen, vor der Thür der Nationalversammlung und im Schooße der Volksgesellschaften jene sich selbst überlassene Gesellschaft gesehen, welche die Revolution machte oder machen ließ. Ich bewunderte all das edle Gefühl, alle jene Handlungen kräftiger Einsicht, aufopfernder Tugend und heldenmüthiger Mäßigung, — aber zu gleicher Zeit schauerte ich, da ich von Minute zu Minute ebenso gewaltig den Strom wahnwitziger Ideen, roher Leidenschaften, verkehrter Träume und schrecklicher Gelüste anschwellen sah, bereit, Alles zu übersfluthen auf einem Boden, welchen kein Damm vertheidigte. Die Gesellschaft hatte den Angriff gegen ihre Gesetze, gegen ihre Ehre siegreich zurückgewiesen, aber inmitten ihres Sieges war sie im Begriffe, in sich selbst zusammenzustürzen. Damals, durch solche Erfahrungen habe ich die Grundbedingungen der socialen Ordnung kennen gelernt, die Nothwendigkeit des Widerstandes um des gemeinsamen Heiles willen.

Nicht bloß dem Uebel, sondern dem Grund des Uebels, nicht bloß der Unordnung selbst, sondern auch den Leidenschaften und Ideen, welche sie hervorrufen, entgegenzutreten, — das ist die wesentliche Aufgabe, die Pflicht jeder Regierung. Und je mehr Gewalt die Demokratie hat, desto mehr kommt es darauf an, daß die Regierung ihren wahren Charakter behalte und ihre wahre Rolle in dem Kampfe spiele, dessen Schauplatz die Gesellschaft ist. Warum sind so viele, zum Theil so glänzende demokratische Staaten so schnell ins Verderben gestürzt? Weil sie nicht zugeben wollten, daß die Regierung ihre Pflicht, gleichsam ihr Handwerk erfüllte. Das ist der Fluch der demokratischen Regierungen, daß man von ihnen fordert, die Unordnung zu unterdrücken, und doch zugleich wünscht, daß sie gegen die Ursachen der Unordnung nachsichtig und schwach sein mögen. Man will, daß sie dem Uebel Einhalt thun, wenn es ausbricht, und man zwingt sie, demselben Weihrauch zu streuen, so lange es im Verborgenen schleicht. Gibt es wohl etwas Bejammernswertheres als die Regierungen, welche in dem Streit der guten und schlechten Prinzipien, der guten und schlechten Leidenschaften, jeden Augenblick vor den schlechten Leidenschaften und Prinzipien die Kniee beugen, und dann hinterher gegen die Excesse derselben sich zum Kampfe aufzurichten versuchen? Wenn man die Excesse nicht will, nun gut, so verwerfe man sie in ihrem Ursprung. Wenn man die Freiheit, eine kräftige und ruhmvolle Entwicklung der Menschheit will, wohlan, so erkenne man zuerst die Bedingungen und die Folgen dieses großen Ziels. Man verblende sich nicht über die Gefahren, über die Kämpfe, welche dabei zu bestehen sind, und verlange nicht, daß die Führer im Angesichte des Feindes Heuchler oder Schmeichler seien, man lege ihnen nicht die Anbetung falscher Götzen auf, sondern nur die Anbetung und den Dienst des wahrhaftigen Gottes.

Washington hat zugleich die politische Freiheit und die nationale Unabhängigkeit seines Vaterlandes, Nordamerika begründet. Ohne Ehrgeiz stieg er bis zur höchsten Stufe im Staate, ohne Trauer stieg er davon herab, sobald das Heil des Vaterlandes es zuließ. Er ist das Muster eines Hauptes der demokratischen Republik. Man durchlaufe sein Leben, man prüfe seine Seele, seine Handlungen, seine Gedanken und Worte: und man wird nicht eine einzige Spur von Schwäche, von Fahrlässigkeit gegenüber den Leidenschaften und Lieblingsideen der Demokratie finden, — ohne Unterlaß, bis zur Ermüdung hat er gegen ihre Forderungen gekämpft. Niemand fühlte tiefer die Pflichten der Regierung, die Nothwendigkeit einer Autorität des Gesetzes, er gehörte zu denen, welche einsehen, daß so wenig in der Republik, wie in der Monarchie, so wenig in einer demokratischen, wie in irgend einer andern Gesellschaft es möglich ist, von unten nach oben zu regieren. Die demokratischen Staaten haben nicht das Privilegium, daß in ihnen keine starke Regierung zu existiren brauchte. Grade vermöge des Kampfes, welcher in ihnen fast unvermeidlich ausbricht, wird die Regierung jeden Augenblick bereit sein müssen, die Vertheidigung der Ordnung zu führen, wenn sie nicht selbst zur Sclavin der Unordnung werden will. Kann sie diese Aufgabe nicht erfüllen, so wird sie wie ein böses Gespenst dahinschwinden, und wird die Demokratie verderben, statt sie zu begründen.

Drittes Capitel.

Von der demokratischen Republik

Ich werde nur mit Achtung von der Republik sprechen. An sich ist sie eine edle Regierungsform, sie hat große Tugenden erzeugt, und den Ruhm großer Völker begründet. Aber die republikanische Regierung hat dieselbe Aufgabe, die-

selben Pflichten zu erfüllen wie jede andre, sie muß dem dauernden Bedürfnisse der Gesellschaft Befriedigung verschaffen: Das bleibendste Bedürfnis jeder Gesellschaft ist aber der Frieden in ihrem eigenen Schooße.

Man spricht viel von socialer Einheit und Brüderlichkeit, das sind erhabene Worte, aber sie müssen zur That werden, und dürfen uns über die Wirklichkeit nicht blind machen. Nichts führt die Völker sicherer dem Untergange entgegen, als wenn sie sich durch Worte, durch den Schein täuschen lassen. Während die Worte „Einheit“ und „Brüderlichkeit“ unter uns wiederhallen, ertönt zugleich der Lärm des drohenden oder schon vorhandenen Bürgerkrieges mit allen Schrecken, die in seinem Gefolge sind. In dem Augenblicke wo wir uns rühmen auf der Höhe der Civilisation angekommen zu sein, unter dem Wiederhall der schönsten Worte, welche der Mund der Menschen aussprechen kann, entbrennt der Kampf zwischen den verschiedenen Classen der Gesellschaft mit größerer Heftigkeit und Roheit als jemals.

Einen solchen Schandfleck darf unsere Zeit auf sich nicht dulden. Der innere Frieden, der Frieden zwischen allen Classen, der sociale Frieden, — ist das höchste Bedürfnis, der Nothruf der Gesellschaft.

Wird die demokratische Republik solchen Frieden zu geben vermögen? Sie hat in dieser Beziehung schlecht angefangen. Kaum geboren, hat sie Frankreich den Bürgerkrieg gebracht, und es ist schwer, daß sich Regierungen anders gestalten als sie in ihrer Wiege gewesen sind. Eines beunruhigt mich in Bezug auf die Zukunft: der Eifer der Republik, sich ausschließlich demokratisch zu nennen. Mehr als jede andere Regierung bedarf die republikanische der Mitwirkung aller Classen der Gesellschaft. Wenn die Masse der Bevölkerung sie nicht mit Wärme annimmt, kann sie keine Wurzeln schlagen: wenn dagegen die höheren Classen sie im Stiche lassen oder verwerfen, kann sie keine Ruhe gründen. In beiden Fällen muß sie zum Unterdrücken schreiten, um leben zu können. Welche Republiken haben eine lange Dauer erreicht? Nur diejenigen, in welchen der republikanische Geist ein wahrer und allgemeiner gewesen ist, welche einerseits die Hingebung und das Vertrauen des Volkes erlangt hatten, andererseits die entschiedene Unterstützung derjenigen Classen, welche durch ihre Stellung, ihr Vermögen und ihre Bildung die größte natürliche Autorität, Unabhängigkeit und Einsicht zu den Staatsgeschäften mitbringen.

Was sollen nun heute diese Worte „demokratische Republik“ sagen? Sie sind das Echo eines alten Kriegesgeschreies, welches sich in unseren Tagen auf allen Stufen der Gesellschaft erneuert, und mit Zorn gegen gewisse Classen ausgestoßen wird. Demokratie oben, Aristokratie unten, — nach einander drohend und bedroht, neidisch und beneidet. Beklagenswerthes Gewirr von Begriffen und von Gefühlen: es ist der Krieg im Chaos!

Gewisse Thatsachen sind so augenscheinlich, daß keine menschliche Lüge sie zu verhüllen im Stande ist. Man möge noch so oft sagen, daß der Tag der Brüderlichkeit gekommen ist, daß die Demokratie jeder Feindseligkeit, jedem Streite der Classen ein Ziel setzt, Alle nähert und vereint; — die Wahrheit, die schreckliche Wahrheit leuchtet klarer, als diese eiteln Worte. Ueberall sind die Interessen, die Leidenschaften, die Forderungen, die verschiedenen Classen im Streite, mit aller Wuth unbegrenzter Hoffnungen und Befürchtungen. Von ihren ersten Schritten an droht die demokratische Republik Frankreich in das Chaos des socialen Krieges zu stürzen und darin selber mit unterzugehen.

Wie auf dem Banner der demokratischen Republik der sociale Krieg geschrieben steht, so finde ich in ihrer Constitution den revolutionairen Despotismus. Keine verschiedenen Gewalten, welche sich gegenseitig controlliren und mäßigen könnten, — keine festen Bollwerke, hinter denen die Rechte und Interessen ge-

schützt wären, keine Organisation von Garantien, kein Gegengewicht von Gewalt und Einflüssen im Mittelpunkt des Staates, an der Spitze der Regierung: überall steht die Freiheit des Einzelnen ohne Schutz dem allmächtigen Willen der numerischen Majorität, überall das Princip des Despotismus dem Rechte zum Aufstand gegenüber.

Es wäre unbillig, nicht anzuerkennen, daß die Republik in Frankreich sich bemüht hat, trotz dieser Gebrechen anders zu sein, als man es fürchtete. Sie hat, obwohl spät, die gefährdete Existenz der Gesellschaft vertheidigt; sie hat Europa's Frieden nicht gestört, sie hat die öffentliche Ehrlichkeit nicht verleugnet. Diese Bemühungen sind anzuerkennen: sie ehren die Männer, welche sie gethan, und zeugen von dem allgemeinen Gefühl des Landes, — aber sie sind doch ohnmächtig, denn sie vermögen den Sturz des Staates auf dem verhängnißvollen Abhang nur zu verzögern, nicht für immer zu verhüten. Die Männer, welche ihn verhüten möchten, können nirgends Fuß fassen. Jeden Augenblick, bei jedem Schritte gleiten sie aus und fallen. In dem revolutionairen Schlamm kämpfen sie mit aller Anstrengung, um nicht zu versinken; aber sie verstehen oder wagen nicht, sich aus dem Schlamme herauszuziehen. Einst, in der Zukunft, wenn man unbefangen und ernst forschen wird, wird man erstaunen über Alles, was diese Männer dahingegeben und verloren haben, und über die geringen Früchte ihres Widerstandes. Gewiß, die Republik verübt nicht dieselben Thaten welche sie einst beging, aber darum ist sie doch dieselbe, wie sie war. Ueberall dieselben Ideen, dieselben Versuche, oft dieselben Formen und Worte, wie vor 50 Jahren. Sonderbares Schauspiel: Die Republik fürchtet sich vor sich selbst und möchte sich umgestalten, und sie vermag es nicht, sie ist immer wieder dieselbe.

Viertes Capitel.

Von der socialen Republik.

Die sociale Republik verspricht, das große Problem der Gesellschaft zu lösen. Die Ideen derselben sind nicht neu: die Welt kennt sie seit ihrem eigenen Bestehen. Während aller großen socialen Krisen, im Orient wie im Occident, im Alterthum wie in der neuen Zeit, sind sie zum Vorschein gekommen, jedesmal wenn in der allgemeinen Gährung Alles, was sonst tief auf dem Grunde verborgen ist, zum Tageslicht heraufkommen konnte. Bisher freilich hatten sich diese Ideen nur in einem kleinen Maßstabe in der Dunkelheit und gleichsam verschämt, entwickelt: die Welt verwarf sie, sobald sie sich nur blicken ließen. Jetzt erscheinen sie stolz und kühn auf dem großen Schauplatz, und entfalten sich vor der Welt mit allen ihren Ansprüchen. Sie gehen von einer Grundidee aus, welche sie alle schon in sich enthält und erzeugt.

Diese Grundidee ist in ihrer Nacktheit und Strenge etwa folgende: „Alle Menschen haben gleiche Ansprüche auf Glück, — Glück ist der Genuß aller wirklichen und möglichen Güter, ein Genuß ohne andere Grenze als das Bedürfniß und die Fähigkeit. Einige oder die meisten dieser Güter sind aber zum ausschließlichen Besitz gewisser Personen, gewisser Familien oder Classen geworden. Eine solche Beschlagnahme des menschlichen Schazes ist dem Recht geradezu zuwider, deshalb muß die besondere und fortdauernde Aneignung der Güter, welche das Glück verschaffen, vernichtet werden, um den allgemeinen Genuß und die gleichmäßige Vertheilung derselben unter allen Menschen zu sichern.“ Als Mittel, um dies Ziel zu erreichen, geben alle Socialisten, nur mit verschiedener Ausführung des gemeinsamen Gedankens, dies an: Aufhebung oder Vernichtung

des Eigenthums, des persönlichen und Familienbesizes, sowie des Erbrechts und aller politischen Institutionen, welche auf dem Eigenthum und auf dem Erbrecht beruhen.

Über Eins vergessen diese Leute.

Die Menschheit besteht nicht bloß aus den einzelnen Wesen, welche man Menschen nennt, — über ihnen steht das Menschengeschlecht mit seinem gemeinsamen Dasein, mit seiner allgemeinen fortschreitenden Bestimmung, welche der unterscheidende Character des menschlichen Wesens unter allen geschaffenen Wesen ist. Die Menschen sind nicht vereinzelt und jeder auf sich selbst beschränkt, noch auch auf die besondere Stelle, welche sie in Raum oder Zeit einnehmen: sie hängen eng mit einander zusammen, wirken auf einander durch Bande und Mittel, welche der leiblichen Gegenwart entbehren können und welche selbst über ihr Leben hinausreichen, so daß die nacheinanderfolgenden Geschlechter unter einander verbunden und verflochten sind. Das ist das eigenthümliche Wesen und der Geist des Menschen, und einer der Züge, welche ihn für die Herrschaft über diese Welt und für die Unsterblichkeit im Jenseits bestimmen.

Von diesem Grundzuge ist die Familie und der Staat abzuleiten, das Eigenthum und das Erbrecht, das Vaterland, die Geschichte, der Ruhm, kurz alle Thatsachen und Gefühle, welche ein dauerndes Leben der Menschheit begründen gegenüber der so beschränkten Erscheinung und dem so schnellen Verschwinden der einzelnen Menschen.

Das Alles aber will die sociale Republik unterdrücken. Sie sieht im Menschen nur das vereinzelt, vorübergehende Wesen, welches auf der Erde nur erscheint, um hier Nahrung und Luft zu finden, ohne weiteres Ziel, wie die Bestimmung der Thiere ist. Unter den Thieren giebt es kein Band, keinen Einfluß, welcher sich über das Einzelwesen hinauserstreckte und erhielt, keinen dauernden Besitz, keine Vererbung, keine Gemeinsamkeit des Fortschrittes im Leben der Gattung; Nichts als Einzelwesen, welche erscheinen und verschwinden und im Vorübergehen ihr Theil von den Gütern der Erde, von den Vergnügen des Lebens mitnehmen, in dem Maaße ihres Bedürfnisses und ihrer Kraft, welche ihr Recht ausmacht.

Um also allen menschlichen Wesen eine gleiche Betheiligung an den Gütern der Erde zu sichern, würdigt die sociale Republik den Menschen zum Thiere herab und vernichtet das Menschengeschlecht.

Sie vernichtet noch etwas Höheres. Ein unvergängliches Gefühl sagt dem Menschen, daß ein Gott sein Geschick leitet und daß dies Geschick auf dieser Erde nicht erfüllt wird. Ueber sich und jenseit des Lebens sieht er Gott als Stütze in der Gegenwart, als Hoffnung in der Zukunft.

Für die Lehrer der socialen Republik dagegen ist Gott ein eingebildetes Wesen, auf welches die Mächtigen der Erde die Blicke der übrigen Menschen lenken, um sich selbst der Verantwortlichkeit für deren Schicksal zu entschlagen. In Gott sehen sie nur ein Uebel, weil die Hoffnung auf Gott die Menschen das Uebel ertragen lehrt. Um das Uebel von der Erde zu verbannen, vermeinen sie daher erst Gott aus dem Bewußtsein der Menschen verbannen zu müssen.

So verschwinden Gott und das Menschengeschlecht zu gleicher Zeit: statt ihrer bleiben Thiere, welche man nach Menschen nennt, einsichtiger freilich und mächtiger, als andere Thiere, aber sonst an Wesen und Bestimmung ihnen gleich, nämlich, wie sie, nur dazu vorhanden, um im Vorübergehen ihr Theil von den Gütern und Genüssen der Erde zu nehmen.

Eine solche Lehre ist eine Entwürdigung des Menschengeschlechts und führt zur Vernichtung der Gesellschaft. Statt eines Staats, statt eines Volkes, schafft sie ein Chaos von Menschen ohne Band und ohne Ruhe.

Die sociale Republik ist verabscheuungswürdig und unmöglich, sie ist zu gleicher Zeit die unsinnigste und verwerflichste aller Chimären.

Über das kann uns über ihre Gefahren nicht beruhigen, denn Nichts ist gefährlicher, als was mächtig und unmöglich zugleich ist. Die sociale Republik ist eine mächtige Idee. Wie könnte es anders sein? In den bebrängtesten Reihen des Volks findet sie Massen, welche leicht zu täuschen, leicht zu entflammen sind. Sie bietet ihnen Rechte an, welche ihren Interessen schmeicheln, sie entzündet ihre Leidenschaften im Namen des Rechts und der Wahrheit, — und sie nehmen die größten und verhängnißvollsten Irrthümer mit Begeisterung auf. Der Fanatismus wird in dem Maße entzündet, in welchem man den Egoismus anstachelt. Edle Begeisterung gesellt sich dann und wann zu der brutalen Leidenschaft hinzu, und in der fürchterlichen Gährung, welche daraus hervorgeht, hat das Böse die Oberhand, aber das Gute dient ihm zum Schleier und zum Werkzeug.

Wir haben kein Recht, darüber zu klagen, denn wir selbst geben der socialen Republik ihre Hauptstärke. Durch das Chaos unserer eigenen Ideen, welches sich hinter den Worten „Demokratie“ oder „Gleichheit“ oder „Volk“ verbirgt, öffnen wir ihr alle Thore, helfen wir ihr alle Dämme der Gesellschaft durchbrechen. Die ewige Confusion in unserer Politik, in unsern Ideen, in unserer Sprache, die Verwechslung des Wahren und Falschen, des Guten und des Schlechten, des Möglichen und des Chimärischen, benimmt uns die Kraft zur Vertheidigung und giebt der socialen Republik ein Selbstvertrauen, einen Uebermuth zum Angriff, wie sie solche durch sich selbst nicht haben würde.

Fünftes Capitel.

Welches sind die wahrhaften und wesentlichen Elemente der Gesellschaft?

Der erste Schritt um aus diesem Chaos herauszukommen, ist, daß wir alle wirklichen und wesentlichen Elemente der Gesellschaft erkennen und anerkennen. Man kann eine Gesellschaft foltern, vielleicht selbst zerstören; aber man kann sie nicht organisiren oder lebendig erhalten, wenn man ihre wesentlichen Elemente verkennt und ihnen Gewalt anthut.

Was bildet nun in bürgerlicher Beziehung die Grundlage der Gesellschaft? Es ist die Familie, das Eigenthum in jeder Gestalt, sei es Grundbesitz, Capital oder Arbeitslohn; die Arbeit in allen Formen, gemeinschaftliche oder individuelle, geistige oder körperliche Arbeit.

Die charakteristische Grundthatfache der neuen Gesellschaft ist die Einheit der Geseze und die Gleichheit der Rechte. Keine Privilegien, keine besonderen bürgerlichen Geseze oder Rechte für diese oder jene Familie, für diesen oder jenen Besitz, für diese oder jene Arbeit.

Über inmitten dieser bürgerlichen Einheit und Gleichheit existiren offenbar zahlreiche und bedeutende Verschiedenheiten. In Bezug auf den Besitz, sei er Grundbesitz, oder Capital, giebt es Reiche und Arme, giebt es großen, mittleren und geringen Besitz; — in den auf der Arbeit begründeten Stellungen findet man dieselbe Ungleichheit inmitten der Gleichheit der Geseze und Rechte. In den sogenannten liberalen Professionen, unter den Advocaten, Aerzten und Gelehrten jeder Art erheben sich Manche zum höchsten Rang, ziehen alle Geschäfte und alle Erfolge an sich, erwerben einen Namen, Reichthum und Einfluß; Andere können mit Mühe den Bedürfnissen des Lebens Befriedigung

verschaffen, Viele endlich leben kümmerlich in geschäftsloser Armuth. — Ebenso giebt es in den Professionen, wo die Arbeit ganz körperlich ist, verschiedene, ungleiche Lagen. Einer erhebt sich durch Einsicht und gute Führung, schafft sich ein Capital und kommt auf dem Wege des Wohlstandes immer weiter vorwärts. Andere bleiben, sei es aus Beschränktheit, sei es aus Faulheit, sei es aus Liederlichkeit, in der beengten Lage, welche auf dem bloßen Tagelohn beruht.

Diese Verschiedenheiten in der socialen Existenz der Menschen sind nicht zufällige Thatsachen dieser oder jener Zeit, dieses oder jenes Landes; es sind allgemeine Thatsachen, welche sich überall, in jedem menschlichen Gemeinwesen wiederholen.

Und je genauer man prüft, desto mehr überzeugt man sich, daß sie einerseits in innigster Verbindung und in tiefstem Einklang mit der Natur des Menschen stehen, welche wir zu erkennen im Stande sind, andererseits mit den Geheimnissen seiner Bestimmung, welche wir nur zu ahnen vermögen.

Aber außer jenen Unterschieden zwischen den Individuen, zwischen Besitzenden und Arbeitern, giebt es noch andere Unterschiede zwischen den Arten des Eigenthums und der Arbeit.

Der bewegliche Besitz, das Capital, gewinnt in der modernen Gesellschaft täglich eine größere Ausdehnung und Wichtigkeit, man bemüht sich sogar, den Grundbesitz von Tage zu Tage mehr dem beweglichen Besitze, dem Capital ähnlich, ihn ebenso theilbar, ebenso beweglich, ebenso leicht benutzbar zu machen, als es das Capital ist. Und dennoch bleibt der Grundbesitz nicht bloß der wichtigste, sondern auch immer der erste in dem Urtheil und in dem Wunsche der Menschen. Diejenigen, welche noch keinen haben, zeigen sich immer begieriger, ihn zu erwerben.

Woher kommt dies Uebergewicht des Grundbesitzes? Etwa bloß daher, daß der Grundbesitz von allen der sicherste und unveränderlichste ist? Nein, es beruht auf gewissen tieferen Gefühlen, deren Herrschaft über den Menschen sehr groß ist, ohne daß er sich darüber Rechenschaft giebt.

Ich will nur zwei davon andeuten.

Während der bewegliche Besitz dem Menschen Reichthum bringen kann, bringt ihm der Grundbesitz noch etwas Anderes, nämlich Antheil an dem allgemeinen Weltboden; er setzt das Leben des Menschen in Verbindung mit dem Leben der ganzen Schöpfung, er schafft für die Familie die häusliche Heimath mit allen Sympathien, welche sich daran in der Gegenwart knüpfen, mit allen Aussichten welche sie für die Zukunft eröffnet.

Während der Grundbesitz so am vollständigsten der menschlichen Natur entspricht, setzt er zugleich das Leben und die Thätigkeit des Menschen in die sittlichste Stellung, erhält ihn am sichersten in einem richtigen Gefühle über das, was er ist und was er vermag. In fast allen anderen Lebensberufen hängt der Erfolg fast einzig und allein vom Menschen selbst, von seinem Geschick, von seiner Vorsicht und Wachsamkeit ab. Im Landleben dagegen ist der Mensch fast immer im Angesicht Gottes und seiner Macht. Er bedarf da freilich ebenso sehr, als in andern Beschäftigungen, des Geschicks, der Vorsicht und der Wachsamkeit, aber das Alles reicht da nicht aus. Gott verfügt über die Jahreszeiten, über das Wetter, über Sonnenschein und Regen, über alle die Naturereignisse, von welchen das Gedeihen oder Mißlingen der Feldarbeiten abhängt. Wenn der Mensch gethan, was von ihm abhängt, um die Erde zu befruchten, so muß er warten und sich ergeben. Je tiefer man eindringt in die Lage, welche ihm das Landleben bereitet, desto mehr überzeugt man sich, welchen heilsamen Einfluß dasselbe auf seine Vernunft und seine sittliche Stimmung üben muß.

Die Menschen geben sich über diese Erscheinungen und Thatsachen nicht Rechenschaft, aber ein unbewusstes Gefühl leitet sie in dieser Beziehung und

macht ihnen eben den Grundbesitz so werth. Die vorzügliche Beachtung dieses Besitzes ist mithin etwas Natürliches, Gesetzmäßiges und Heilsames, und es liegt im Interesse der ganzen Gesellschaft, dies anzuerkennen.

Wie die Familie und das Eigenthum, wie alle Dinge in dieser Welt, eben so hat die Arbeit ihre natürlichen und allgemeinen Gesetze. Die Verschiedenheit der Arbeit, der Arbeiter und der Früchte der Arbeit gehört zu diesen Gesetzen: die geistige Arbeit steht über der körperlichen. Der Gelehrte, welcher das Land erleuchtet und der Staatsmann, welcher die Industrie belebt, stehen über den Arbeitern, welche die Werke des Gelehrten drucken, welche in den vom Staatsmann begründeten Manufacturen arbeiten. Und unter diesen Arbeitern erlangen die Fleißigen, Tüchtigen, Mühsamen mit Recht eine bessere Stellung, als die, welche in Trägheit oder Dummheit dahin brüten. Gegen diese einfachen, allgemeinen Gesetze, wie sie aus der menschlichen Natur selbst stammen, d. h. wie sie Gottes Weisheit begründet hat, — wird der sociale Krieg der Gegenwart geführt. Jene heilsame Abstufung, wie sie durch den göttlichen Willen und durch den Gebrauch der menschlichen Freiheit begründet ist, will man vernichten, — und an ihre Stelle will man die Erniedrigung und den Ruin der Arbeit setzen, welchen die absolute Gleichmachung aller Arbeit und aller Arbeiter unfehlbar herbeiführt. Man beachte nur, welchen Sinn man dem Worte „Arbeit“ in jenem antisocialen Kriege giebt. Man läßt die vielen mannigfaltigen Arbeiten, welche auf allen Stufen der Gesellschaft vollbracht werden, außer Acht, und kümmert sich bloß um die körperliche Arbeit, diese stellt man fortwährend als Arbeit dar, und vor ihr muß Alles in den Hintergrund treten. Man spricht davon auf eine Art und Weise, daß diejenigen, welche nur Handarbeit treiben, dem Gedanken Raum geben müssen, als sei ihre Arbeit allein dieses Namens werth. Auf der einen Seite also drückt man die Dinge zu schmähhcher Niedrigkeit hinab, und auf der andern bläht man die Menschen zu Stolz und Uebermuth auf. Heißt das nicht die natürlichen Thatfachen, die wirkliche und wesentliche Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft gröblich verkennen und willkürlich verkehren?

Ebenso steht es auf dem politischen Gebiet, in der politischen Gesellschaft, welche sich nach den Interessen, Ideen und Gefühlen der Menschen in Bezug auf die Staatsregierung herausbildet. In einem freien Lande und einem Lande, welches sich zur Freiheit durcharbeitet, sind die politischen Parteien die Elemente der politischen Gesellschaft.

Da giebt es nun allen gesetzlichen Bestimmungen zum Trotz Parteien, welche einen so alten Ursprung und in der Gesellschaft so tiefe Wurzeln haben, daß sie nicht verschwinden, nicht aussterben, selbst wenn sie eine Zeit lang schweigen müssen.

Zunächst die Partei des alten Adels. Eine Revolution kann wohl die alte Gesellschaft zerstören, nicht aber ihre Elemente vernichten. Sie überleben alle Schläge und erscheinen wieder inmitten aller Ruinen, sie bestehen nicht bloß fort, sie sind in der neuen Gesellschaft nicht bloß vorhanden und einflußreich, sondern von Tage zu Tage, von Krise zu Krise, süßen sie sich entschiedener und rückhaltloser der neuen politischen und socialen Ordnung der Dinge.

Sodann die mittlern Classen, die sogenannte Bourgeoisie. Der Einfluß der mittlern Classen, welche sich unaufhörlich aus der ganzen Bevölkerung erneuen und auffrischen, ist die charakteristische Thatfache der neuen Zeit. Trotz aller Irrwege, auf welche sie hier und da gerathen sind, und welche sie schwer geblüht haben, besitzen und entwickeln sie im höchsten Maße Alles, was die Kraft und Größe der Nationen ausmacht.

Um diese großen Parteien herum wogt die Masse des Volkes, mit der einen oder der andern von ihnen durch seine Interessen, Gewohnheiten oder Neigungen verbunden, aber ohne kräftigen, festen Zusammenhang, immerwährend von den

Communisten und Socialisten bearbeitet. Die Letztern bilden keine politischen Parteien: sie verfolgen kein Princip, streben nicht nach einer politischen Organisation. Ihr ganzes Bestreben geht darauf, alle Einflüsse, alle sittlichen und äußern Bande anzugreifen, welche das von seiner Hände Arbeit lebende Volk, mit jenen alten politischen Parteien in Verbindung halten, es abtrünnig zu machen, bald von den Grundbesitzern, bald von den Kapitalisten, bald wieder von den Priestern. Ihnen kommt nur ein Name zu, der Name Anarchisten; denn sie nähren im Volke nicht die Vorliebe für diese oder jene Regierungsform, sondern die Anarchie, die Anarchie allein. Dabei ist jedoch Eins bemerkenswerth: alle diese Feinde der socialen Ordnung, mögen sie ehrlich oder verworfen, verblendete Utopisten oder bewusste Anarchisten sein, alle sind Republikaner, nicht etwa weil sie eine republikanische Regierung lieber haben oder leichter ertragen, nein! jede ordentliche und kräftige Regierung, eine monarchische oder republikanische, ist ihnen gleichmäßig zuwider. Nur hoffen sie eben, daß sie unter der Republik stärkere Waffen für sich und schwächere Dämme gegen sich haben werden.

Sollen nun aber jene Verschiedenheiten in der socialen und politischen Stellung eine hierarchisch und nach Classen getrennte Gesellschaft ergeben? Gewiß nicht. Die Worte „Aristokratie,“ „Demokratie,“ „Adel,“ „Bourgeoisie“ entsprechen den Thatsachen unserer heutigen Gesellschaft nicht. Aber giebt es deshalb keine Unterschiede von politischer Bedeutung? Giebt es Nichts als eine große Demokratie, welche in der Republik ihre Befriedigung sucht, auf die Gefahr hin, nur im Despotismus Ruhe zu finden?

Nein, keins von Beiden ist die Wahrheit. Schütteln wir doch endlich die Herrschaft der Worte von uns, und sehen wir die Thatsachen an, wie sie sind. Es giebt keine hierarchische Classification, aber wohl giebt es verschiedene Classen: es giebt keine Aristokratie im eigentlichen Sinne mehr, aber eben so wenig bloß Demokratie. Die wahrhaften, wesentlichen und verschiedenen Elemente der Gesellschaft können sich wohl bekämpfen und gegenseitig schwächen, aber nimmermehr vernichten: sie überleben alle Kämpfe, in die sie verwickelt werden: allen Jammer, welchen sie sich gegenseitig bringen. Ihre Existenz ist eine Thatsache, welche sie gegenseitig anerkennen müssen. So mögen sie denn neben einander in Frieden leben. Die Freiheit, wie die Ruhe, die Würde wie die Wohlfahrt, die Größe wie das Bestehen der Gesellschaft hängen davon ab.

Wie kann aber dieser Frieden begründet werden?

Sechstes Capitel.

Politische Bedingungen des socialen Friedens.

Der Frieden ist unmöglich, so lange die verschiedenen Classen, die großen politischen Parteien die Hoffnung hegen, sich gegenseitig zu vernichten und für sich allein die Herrschaft zu erlangen. Jeder solche Anspruch muß verschwinden. Mögen die frühern Aristokraten, die Mittelclassen und das, was man Volk nennt, mit einander um den Einfluß, um Erhaltung und Ausdehnung ihrer Rechte ringen, aber ohne radikale Feindseligkeit, sondern mit dem redlichen Willen, in der Regierung, wie in der bürgerlichen Gesellschaft, neben einander zu leben. Das ist die erste Bedingung des socialen Friedens.

Diese Bedingung kann erfüllt werden durch eine Organisation der Regie-

rung, welche ihnen Allen ihre Stelle anweist, welche Allen Genugthuung verschafft, aber zugleich Allen eine Grenze bestimmt.

Eine der falschesten und verderblichsten Ideen, welche heute in Umlauf sind, ist diese, es giebt nur ein Volk, mithin kann es auch nur eine einzige Gewalt im Namen und an der Spitze des Volkes geben.

Es ist das eine Lüge, und eine Tyrannei. Ein Volk ist nicht eine große Masse von so und so viel Millionen Menschen, ein Volk ist eine große organisirte Körperschaft, gebildet durch die Einigung von gewissen socialen Elementen, welche sich von selbst nach den ursprünglichen von Gott gewollten Gesetzen und durch die menschliche Freiheit gestaltet haben.

Allerdings ist nicht nöthig, daß alle Elemente der Gesellschaft, alle Gruppen, welche sich darin herausbilden, alle Classen, Professionen, alle verschiedenen Meinungen oben an der Spitze des Staats durch eben so viele verschiedene Gewalten vertreten seien. Aber unter den unzähligen besondern Vereinen, welche sich im Schooße der Gesellschaft bilden, tritt auf ganz natürlichem Wege eine Annäherung, eine Concentration um größere Mittelpunkte ein, wodurch jene große Anzahl verschiedener Elemente auf eine kleinere Anzahl von wesentlichen Grundelementen zurückgeführt wird. Die Verschiedenheit dieser Grundelemente läßt nun die absolute Einheit der Staatsgewalt nicht zu.

Alle verschiedenen Interessen haben ein gleiches Bedürfniß und eine gleiche Berechtigung: sie finden eine Gewährleistung dafür nur in einer ihnen entsprechenden Gewalt. Deshalb ist nothwendig, daß die bleibenden, conservativen, wie die beweglichen Elemente der Gesellschaft in der Staatsorganisation ihre Stelle finden.

Damit aber die Verschiedenheit der Staatsgewalten eine wahrhaftige und wirksame sei, ist es nicht genug, daß jede ihre besondere Stelle und einen besondern Namen habe, sondern sie müssen auch alle kräftig constituirt sein, um wirklich ihre Stelle ausfüllen und behaupten zu können. Man sucht jetzt die Harmonie der Gewalten und die Gewähr gegen ihre Ueberschreitungen gewöhnlich in ihrer Schwäche, man hegt Besorgniß vor jeder Gewalt. Man bemüht sich, sie alle nacheinander zu schwächen, aus Furcht, daß sie einander gegenseitig vernichten oder die Freiheit beeinträchtigen.

Das ist ein ungeheurer Fehler. Jede schwache Gewalt ist entweder zum Tode, oder zur Usurpation gezwungen. Wenn sich schwache Gewalten gegenüberstehen, so wird entweder die eine auf Kosten der andern erstarken, dann folgt Tyrannei; oder sie werden sich gegenseitig beeinträchtigen und vernichten, dann giebt es Anarchie.

Das eben hat die Kraft und das Heil der constitutionellen Monarchie in England gemacht, daß dort das Königthum und die Aristokratie von vorn herein kräftig waren und daß die englischen Communen allmählig erstarkt sind. Alle drei vermögen einander gegenseitig zu widerstehen und jedes seine Aufgabe zu erfüllen. Ebenso haben die Begründer der nordamerikanischen Republik diese Grundsätze anerkannt und befolgt. Auch sie wollten verschiedene oberste Staatsgewalten, und damit deren Verschiedenheit wahrhaftig wäre, gaben sie ihnen einen verschiedenen Ursprung, sowohl den beiden Kammern, als auch dem Präsidenten. Die Verschiedenheit des Ursprunges und der Natur ist eine der wesentlichsten Bedingungen der innern Kraft der Gewalten, und diese Kraft ist, wie wir gesehen, die unerlässliche Bedingung ihrer Harmonie und des socialen Friedens.

Ich spreche hier immer von einer freien Gesellschaft; die Regierung eines freien Landes muß um des socialen Friedens willen, diese Bedingungen erfüllen. Aber mögen es die Freunde der Freiheit nicht vergessen: die Völker ziehen die absolute Regierung der Anarchie vor, denn für Gesellschaften, wie für alle Einzelnen, ist das erste Bedürfniß, der höchste Instinct der der Selbsterhaltung. Unter

der absoluten Regierung kann die Gesellschaft leben, nicht unter der Herrschaft der Anarchie. Es ist ein schmähhliches Schauspiel, wie schnell, wie übereilt die Völker bereit sind, alle ihre Freiheiten dahin zu geben, um nur den Schlund der Anarchie zu schließen: es giebt nichts Traurigeres als dies plötzliche Aufgeben so vieler Rechte, die man mit so großem Lärm verlangt und ausgeübt hat. Um bei einem solchen Anblicke nicht an dem Menschen und an der Zukunft zu verzweifeln, muß man die Seele an jenen erhabenen Quellen tieferer Ueberzeugungen und dauernder Hoffnungen wieder auffrischen. Die Volkstyrannie, der Militärdespotismus können Auskunftsmitel für eine kurze Zeit sein, Regierungsarten sind sie nicht. Die freien Institutionen sind jetzt für den socialen Frieden eben so nothwendig, wie für die Würde des Menschen, und jede Gewalt, sie sei republikanisch oder monarchisch, muß sich angelegen sein lassen, sie handhaben zu lernen; denn es giebt kein anderes Mittel, keine andere Stütze mehr für die Regierung.

Um alle Schwierigkeiten zu überwinden, ist nur ein einziger Weg vorhanden: es müssen sich alle conservativen Elemente, alle Kräfte, welche die sociale Ordnung erhalten wollen, eng verbinden und unablässig gemeinschaftlich handeln. Man kann die Demokratie in der Gesellschaft nicht unterdrücken, so wenig wie die Freiheit in der Staatsregierung. Jene ungeheure Bewegung, welche überall eindringt, und Alles in Gährung versetzt, welche alle Classen und alle Einzelnen ergreift, kann nicht erstickt werden. Man muß die Thatsachen anerkennen, mögen sie gefallen oder mißfallen, begeistern oder erschrecken. Wenn man sie aber nicht unterdrücken kann, so muß man sie zu zügeln und zu regeln suchen, damit sie nicht die Gesellschaft zu Grunde richten und Schande und Unheil über die Menschen bringen.

Soll die Demokratie gezügelt und geregelt sein, so muß sie im Staate Ziel, aber nicht Alles sein, so muß sie überall Ausgänge, aber auch überall Dämme finden. Sie ist wie ein befruchtender aber schlammiger Fluß, dessen Fluthen nur dann wohlthätig wirken können, wenn sie sich vertheilen, und dadurch ruhiger und reiner werden. So mögen sich denn alle conservativen Kräfte einigen, und gemeinschaftlich und ohne Unterlaß darüber wachen, den wachsenden Strom der Demokratie zwar aufzunehmen, aber zu beschwichtigen. Von ihrer bleibenden Einigung, von ihrer gemeinsamen, kräftigen Einwirkung hängt das Heil des Vaterlandes ab. Wenn die conservativen Elemente sich zu einigen und kräftig zu constituiren wissen, so wird das Land, und die Demokratie mit ihm gerettet werden, — bleiben sie dagegen ohne Einigung und ohne Organisation, so wird die Demokratie uns Alles zu Grunde richten und sich selbst mit uns.

Siebentes Capitel.

Sittliche Bedingungen des socialen Friedens.

Die politischen Bedingungen des socialen Friedens, welche eben entwickelt worden, sind unerläßlich, aber sie allein genügen noch nicht. Die gute Organisation der Staatsgewalten vermag Nichts, wenn nicht von Seiten der Völker ein gewisses Maaß von Weisheit und von Tugend hinzukommt. Man begehrt einen groben Irrthum, wenn man dem politischen Mechanismus eine allmächtige Kraft zuschreibt; die menschliche Freiheit spielt eine große Rolle in den socialen Angelegenheiten und zuletzt hängt der Erfolg aller Einrichtungen doch immer von den Menschen ab.

Man spricht Viel von Christenthum und Evangelium. Wenn aber die Gesellschaft wahrhaft christlich wäre, welches Schauspiel würde sie heute unter den schrecklichen Prüfungen, die sie zu bestehen hat, darbieten? Die Reichen und Großen der Erde würden sich mit Aufopferung und Beharrlichkeit bemühen, das Elend ihrer Mitmenschen zu mildern; ihre Beziehungen zu den armen Classen würden unablässig thätig, liebevoll und moralisch wie materiell wohlthätig sein, Vereine, Stiftungen und Werke der christlichen Liebe würden in demselben Maasse entstehen, in welchem die Leiden und Gefahren der Menschheit zunehmen.

Die Armen ihrerseits, die Kleinen dieser Erde wären dem Willen Gottes und den Gesetzen unterthan, sie würden in regelmäßiger, fleißiger Arbeit die Befriedigung ihrer Bedürfnisse suchen, in einem moralischen und vorsorglichen Lebenswandel die Verbesserung ihrer Lage, in der dem Menschen verheißenen Zukunft Trost und Hoffnung. Das sind die christlichen Tugenden: sie heißen Glaube, Liebe, Hoffnung.

Wendet man sich nun wirklich an sie, sucht man sie in den Gemüthern zu beleben? Ich bezweifle, daß die Lüge, welche jene Worte ausbeutet, bei aller ihrer Frechheit, so weit gehen möchte, das zu behaupten.

Es giebt Nichts, was dem Christenthum mehr zuwider wäre, als die Ideen, die Sprache, der Einfluß unserer jetzigen Reformatoren der socialen Ordnung. Wenn der Communismus oder der Socialismus die Oberhand gewänne, so ginge der christliche Glaube unter. Wäre das Christenthum mächtiger in unserer Zeit, so wären jene Lehren schon längst als das, was sie sind, erkannt, als jämmerliche Thorheiten.

Ich will gerecht sein und nicht verkennen, welche edlen Motive diejenigen irre führen können, die solche Lehren verbreiten oder annehmen. Es giebt ein an sich edles und schönes Gefühl, welches in den Verwirrungen, denen die Gesellschaft ausgesetzt ist, eine große Rolle gespielt hat: die Begeisterung für die Menschheit, die Begeisterung des Vertrauens, der Sympathie, der Hoffnung.

Dieses Gefühl war in der französischen Revolution vorherrschend: da gab es nichts Großes, nichts Gutes, das man nicht vom Menschen gedacht und gehofft hätte: der Glaube und die Hoffnung auf den Menschen traten an die Stelle des Glaubens und der Hoffnung auf Gott. Aber die Probe war schnell gemacht: das Idol blieb nicht lange bestehen. Das Vertrauen erwies sich als Uebermuth, — die Sympathie führte zum Bürgerkrieg und zum Schaffot, — die Hoffnungen, welche in Erfüllung gingen, schienen etwas Geringsfügiges im Vergleich mit denen, welche wie Chimären dahin schwanden. Niemals hatte die Erfahrung den Stolz so schnell und unwiderstehlich niedergeschmettert.

Und doch wenden sich unsere neuen Reformatoren an dasselbe Gefühl und rufen dieselbe götzendienerische Begeisterung für die Menschheit an. Einerseits nehmen sie dem Menschen seine erhabensten Regungen und seine höchsten Ausichten, andererseits überschätzen sie maaflos seine Natur und Gewalt. Sie erniedrigen ihn auf schmachvolle Weise, denn sie beschränken ihn auf diese Erde, — aber sie glauben blind an ihn, hoffen Alles von ihm und für ihn.

Dieser wahnsinnige Götzendienst ist ihre einzige Entschuldigung; denn wenn sie nicht diese blinde Anbetung für die Menschheit hätten, so wären sie Nichts als Lehrer eines habfüchtigen, brutalen und zügellosen Materialismus.

Pascal sagt: „Wenn der Mensch sich rühmt, demüthige ich ihn; wenn er sich erniedrigt, rühme ich ihn.“ Bewundernswürthe Worte, welche man nicht genug wiederholen und befolgen kann. Gewiß verdient der Mensch, daß man ihn achte und liebe, daß man Viel für ihn hoffe und Großes für ihn beanspruche. Denen, welche die Größe seiner Natur und seiner Bestimmung verkennen, ihm selbst, wenn er sie vergessen will, sage ich mit Pascal: „Wenn der Mensch sich erniedrigt, rühme ich ihn.“ Denen aber, welche dem Menschen Weibrauch

streuen, welche sich Alles von ihm versprechen und ihm selbst Alles verheißten, welche selber von Hochmuth getrieben, ihn auf den Weg des Hochmuths treiben, und ihn die Schwächen seiner Natur, die höhern Gesetze, denen er unterworfen, die Hülfe, deren er bedürftig ist, vergessen lassen, ihnen rufe ich wieder mit Pascal zu: „Wenn sich der Mensch rühmt, demüthige ich ihn,“ — und mit mir, viel lauter als ich, rufen es ihnen die Thatfachen, die neuesten, unwiderleglichsten Thatfachen zu. Wollen wir in unheilbarem Uebermuth die Lehren verachten, welche uns Gott seit sechszig Jahren in so reicher Fülle gegeben hat? Er will nicht, daß wir an uns und an der Menschheit verzweifeln: aber wir sollen sie erkennen, wie sie ist, sie lieben und ihr dienen nach den Gesetzen, welche er selbst gegeben hat. Man beklagt sich über die Schlaffheit dieser Zeit, man möchte in dem Schooße der Gesellschaft jenen Glauben, jene moralische Kraft wiedererwachen sehen, welche die Nationen groß machen. Aber das möge man nicht vom Geiste der Revolution erwarten, er vermag es nicht zu geben, er kann uns nur Sturm, nicht Bewegung bieten, — er kann nur verzehren, nicht erleuchten und erwärmen. Statt den Glauben zu beleben, verbreitet er Zweifel und Verwirrung. Jener Einfluß ist andern sittlichen Gewalten vorbehalten.

Der Geist der Familie, die Macht der häuslichen Gefühle und Sitten werden dabei die Hauptrolle spielen müssen. Die Familie ist mehr als je das wichtigste Element und der höchste Schutz der Gesellschaft. Wenn draußen Alles in Fluß und Verfall gerieth, so bleibt doch in der Familie das Bedürfniß der Dauer und die Bereitwilligkeit zu Opfern für die Zukunft bestehen, — dahin flüchten sich als in ein schützendes Asyl die Ideen und Tugenden, welche ein Gegengewicht gegen die überfluthende Bewegung hergeben können. Unsere großen Städte mit dem Wirbel ihrer Geschäfte und Vergnügungen, mit ihren Versuchungen und Stürmen würden bald die ganze Gesellschaft in den Zustand der kläglichsten Gährung und Abspannung stürzen, wenn nicht das häusliche Leben, seine friedliche Thätigkeit und seine unwandelbaren Bande jener Gefahr starke Dämme entgegenstellten. Im Schooße des häuslichen Lebens und unter seinem Einfluß erhält sich am Sichersten die Privatsittlichkeit, die einzige Grundlage der öffentlichen Sittlichkeit. Da allein entwickelt sich jetzt auch die zartere Seite unserer Natur, die Freundschaft, die Dankbarkeit, die Aufopferungsfähigkeit, die Bande, welche die Herzen einigen. Die Beziehungen des öffentlichen Lebens entbehren einer großen Schönheit und einer großen Kraft durch den Mangel zarter und edler Gefühle, durch die fast ausschließliche Herrschaft abstracter Ideen und allgemeiner oder persönlicher Interessen. Es muß eine Stelle geben, wo jene liebevolle Seite der menschlichen Natur sich frei entwickelt und von wo aus sie zuweilen auch in das politische Leben hinüberstrahlt, zur Ehre und zum Frommen der Gesellschaft.

Nächst dem Familiengeist muß der politische Geist mit vorzüglicher Sorgfalt gepflegt werden. Er besteht darin, daß man die Dinge in ihrer wahren Gestalt sieht und daß man es versteht, seine Rolle in den öffentlichen Angelegenheiten regelmäßig und ohne Gebrauch der Gewalt zu spielen. Die Verhältnisse zu erkennen, ist der erste und wichtigste Charakter des politischen Geistes; es folgt daraus der zweite: wenn man die Dinge sieht, wie sie sind, nur das Mögliche zu wollen. Nichts führt so sicher zur Mäßigung, wie die Erkenntniß der Wirklichkeit. So erhebt sich der politische Geist zur Achtung vor dem Recht, der einzigen Grundlage der socialen Beständigkeit. Die Achtung vor dem Recht erzeugt die Achtung vor dem Gesetz, und somit die Achtung vor den Gewalten, welche das Gesetz machen oder ausführen. Alles, was wirklich und möglich ist, Recht, Gesetz, legale Gewalten, sucht der politische Geist zur Macht und zur Achtung zu bringen, — so erhält oder schafft er ein moralisches

Prinzip der Dauer in den menschlichen Beziehungen, ein moralisches Prinzip der Autorität in der Regierung der Staaten.

Aber auch der Geist der Familie und der politische Geist reichen noch nicht hin, um die Gesellschaft zu beruhigen und zu befestigen. Sie bedürfen der Hülfe eines höhern Gefühls, welches noch tiefer in das Gemüth dringt: des religiösen Geistes. Die Religion allein weiß mit Allen zu sprechen, weiß sich Allen verständlich zu machen, den Hohen wie den Geringen, den Glücklichen wie den Unglücklichen. Weniger als irgend Jemand, um der Religion selbst willen nicht, wünschte ich die Mißbräuche wieder entstehen zu sehen, welche sie entstellt und geschwächt haben: aber es scheint mir dies jetzt auch nicht mehr zu fürchten. Die Grundsätze der weltlichen Regierung und der Denkfreiheit haben in der modernen Gesellschaft unwiderruflich gesiegt. Sie werden noch Kämpfe zu bestehen haben, aber ihr Sieg ist gesichert. Wenn nun die Gesellschaft die Religion nicht zu fürchten hat, so möge sie ihr auch nicht mit Bitterkeit ihren natürlichen Einfluß streitig machen. Es wäre das ein verderblicher Fehltritt. Wir stehen einer ungeheuren, erregten Menge gegenüber; wir beklagen uns, daß uns die Mittel fehlen, um auf sie zu wirken, sie aufzuklären, zu lenken, zu zügeln und zu beruhigen, daß sie ungewahrt den Lügen und Aufreizungen der Charlatans und Demagogen preisgegeben ist. Nun denn, in der Mitte dieser Menge giebt es überall Männer, deren bleibende Beschäftigung es gerade ist, sie in ihrem Glauben zu leiten, in ihrem Kummer zu trösten, in ihren Pflichten zu bestärken; — und wir sollten nicht mit Freuden den Einfluß dieser Männer annehmen, wir sollten uns nicht beeifern, sie in ihrem Werke zu unterstützen, sie, die gerade dahin bringen, wohin wir so schwer dringen können, und wo unsere Feinde, die Feinde der socialen Ordnung so unablässig Alles unterwühlen?

Noch ein Wort. Man unterhandelt mit großen moralischen Mächten nicht wie mit bezahlten Hülfsstruppen: sie existiren durch sich selbst, mit ihren natürlichen Vorzügen und Gebrechen, mit ihren Wohlthaten und Gefahren. Man muß sie annehmen, wie sie sind, ohne sich von ihnen knechten zu lassen, aber auch ohne sie knechten zu wollen, ohne ihnen Alles preiszugeben, aber auch ohne unaufhörlich mit ihnen zu markten. Der religiöse Geist, der Geist der Familie und der politische Geist sind mehr als jemals nothwendige, schützende Mächte. Weder der sociale Frieden, noch die Freiheit können ohne ihre Hülfe bestehen. So wollen wir denn ihre Hülfe aufrichtig und freudig in Anspruch nehmen. Weder die Einzelnen, noch die Gesellschaften können ohne Anstrengung und ohne Opfer zum Genuß gelangen.;

Schluß.

So lasse man sich denn nicht täuschen.

Alle Versuche, alle Revolutionen können die nothwendigen, unerläßlichen Bedingungen des socialen Friedens und der guten Regierung nicht umstoßen. Die Gesellschaft kann diese Bedingungen eine Zeit lang verkennen und sich selbst dadurch unsäglichen Jammer bereiten, aber vernichten kann sie dieselben nicht.

So lange die Gesellschaft im Chaos bleibt, so lange man in ihr nur die Demokratie und nichts Anderes sehen will, so lange wird jede Regierung, sei es eine republikanische, sei es eine monarchische, und wie die Regierung, so auch die Freiheit, nämlich eine legale und starke Freiheit, unmöglich sein.

Die Geschichte zeigt uns große Völker, welche unfähig waren, irgend eine starke Freiheit, irgend eine regelmäßige, dauernde Regierung zu ertragen, welche eben darum zu endlosen fruchtlosen Schwankungen, bald zu dieser oder jener

Gestalt der Anarchie, bald zum Despotismus verurtheilt waren. Ich kenne für hochschlagende Herzen kein traurigeres Gefühl, als das, solchen Zeiten, einem solchen Volke anzugehören.

Gott sei Dank, so ist unser Zustand noch nicht, — dies wird nicht das letzte Wort unserer langen und ruhmvollen Civilisation, das Ende so vieler Anstrengungen und Hoffnungen sein. Noch ist die Gesellschaft voll Kraft und Leben, noch birgt sie in sich die Elemente einer kräftigen Organisation: — zahlreiche Classen erleuchteter, bedeutender Bürger, welche sich schon auf die Höhe der politischen Angelegenheiten geschwungen haben, oder sich bald hinauffschwingen werden, — eine einsichtige thätige Bevölkerung, welche die Anarchie verabscheut und nur in Frieden leben und arbeiten will. Noch lebt die Tugend in vielen Familien und gute Gefühle in den Herzen. Noch können wir also das Uebel bekämpfen, welches uns zu verschlingen droht. Aber das Uebel ist unendlich groß: es giebt keinen Ausdruck, um es zu bezeichnen, kein Maaß, um es zu messen. Die Leiden und die Schande, welche es uns jetzt auferlegt, sind gering im Vergleich mit denen, welche es uns bereiten wird, wenn es länger dauert. Und wer kann sagen, daß es nicht dauern werde, wenn alle Leidenschaften der Schlechten, aller Wahn der Verirrten, alle Schwäche der Gutgesinnten zusammenkommen, um es zu hegen? So mögen sich denn alle guten Kräfte vereinigen, um es zu bekämpfen: es werden nicht zu viele sein für das schwere Werk, und sie mögen zusehen, daß es nicht zu spät werde. Selbst geeinigt werden sie noch manchmal unter der Last zu erliegen fürchten, und wir werden noch immer Gottes Schutz erfliehen müssen zu unserer Rettung.